Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 247. Bromberg, den 24. Oktober 1936

Der tolle Achaz.

Roman von Joh. Wilhelm Hendel.

(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Adjutant eilt weg. Louis Ferdinand geht in dem großen Raum auf und ab. Wie zu sich allein sagt er:

„Ich freue mich, endlich an den Feind zu kommen. Was kümmert mich die Übermacht des Lannesschen Korps? Die Grenzen verschieben sich. Die Grenzen der Politik, der Geographie, des Denkens, der Wirklichkeit. Sollen wir stehen bleiben und zusehen, bis der Fluß die Soldaten an die Fundamente unseres Hauses treibt und es umstürzt? Zuvorkommen, heißt die ganze Staatskunst gegenüber dem französischen Kaiser. Nicht und niemals abwarten!"

Ganz still ist Achaz geworden. Und doch arbeiten in ihm die Gedanken wie ein Mühlenrad. So sehen die echten Schöpfer aus, wie dieser Prinz. Die Schöpfer aus Frühling und Licht und Freiheit ... Hier ist das Leben selbst, nicht das Tintenfaß der Bureaukraten, in dem sich das Sonnenlicht beschmutzt, wenn es seinen Strahl hineinsenkt.

Eine Frage drängt sich Achaz auf die Lippen. Sie dünkt ihm heute noch nicht Verwegenheit zu sein.

„Warum sind Sie nicht König, mein Prinz?"

Es ist, als hätte Louis Ferdinand einen Schuß fallen hören ...

„Schweigen Sie, Bismarck! — Begreifen Sie nicht? Ich gelte ja schon als des Königs Schatten. Die Königin wurde vor mir in Sicherheit gebracht: ich stehe im Verdacht, daß sie eines Tages verlangen könnte, ich solle ihr Klavierunterricht geben. Um das zu verhindern, kommt der König mit einer Trommel zu ihr ins Zimmer, wenn sie Sonaten spielt, oder er drückt ihr den Stickrahmen in die Hand."

Bitter, aufreizend, bissig entströmen die Anklagen seinem Munde: „Ich denke an die Demütigung von Magdeburg; eine Art Festungsstrafe, weil ich in Hamburg in Schulden geriet und Madame Montmorency den Hof machte. Kann ein Offizier leben, ohne ausreichenden Zuschuß? — Nein! Und mein Vater weigert sich, ihn zu zahlen. Und neulich geriet ich sogar dem Geldfälscher, dem Sanden, in die Hände. Sie haben ja auch von dieser Berliner Sensation gehört ..."

Achaz nickt stumm. „Glauben Sie übrigens, daß Juliane mitschuldig ist?"

„Ich kann es mir nicht denken. Ich möchte eher annehmen, daß sie das Opfer eines Abenteurers wurde. Ach! Das ist ja alles jetzt so unwichtig geworden ... wichtig allein ist der Sieg, und wir wollen siegen ... Allein stehen wir freilich jetzt. Bessere Aussichten hätten wir gehabt, wenn der König mir gefolgt wäre und mit England, Rußland und Österreich zeitig genug Bündnisse geschlossen hätte. Als Sie Napoleons Kriegsplan entdeckten, versuchte ich mit den anderen Prinzen, mit dem Minister Stein, den Generalen von Phuyl und Rüchel und den Brüdern des Königs eine Eingabe an den König persönlich zu richten. Wir verlangten den Rücktritt von Haugwitz und Lombard und raschen Abschluß der Bündnisse. Aber der Haugwitz überredete den König, daß ich ihn stürzen und zur Abdankung zwingen wolle, und der König entzog mir seine Freundschaft völlig, und auch Luise hat nicht einmal meinen Brief beantwortet, den ich ihr vor dem Ausrücken schrieb ... Ich bin eben in allem und jedem der Frondeur!"

Da antwortet Achaz ganz schlicht: „Mein Prinz, Frondeure haben immer die preußische Geschichte gemacht."

Louis Ferdinand machte eine Wendung, als wolle er sich wieder hinsetzen, dann tritt er plötzlich wie mit einem Sprung vor Achaz. Seine blauen Blicke forschen tief in den Augen des jungen verwegenen Reiters ...

Sein Gesicht, eben noch durchglüht von Zorn, taucht zusehends mehr und tiefer in die Freude einer ernsten, aber hellen Versonnenheit. So rasch wechselten die Gedanken auch schon auf dem Gesicht seines Onkels, des alten Fritz, so mochte dessen Auge geleuchtet haben, wenn er seine Generale durch seine unberechenbare Laune in Verlegenheit setzte und sie mit seinen Witz-Orakeln anblickte ...

Louis Ferdinnad bleibt äußerlich ruhig und ehern. Durch seine Gedanken aber stürmen die Rosse der Leidenschaft, die er immer wieder bändigen muß, wenn er von der Politik hört, von der Politik des Kabinetts dieses Königs, immer wieder ...

Sinnend ruht sein Blick auf Achaz' eckiger Stirn und dem harten breiten Kinn. Märkisches Eichenholz, denkt er. Und ein Lob König Friedrichs für diese märkischen Menschen fällt ihm ein: „Setze ich mich vor meine Märker und habe schon die Hälfte meiner Monarchie verloren und verliere nur selbst den Kopf nicht — so jage ich den Teufel aus der Hölle." —

Toll, dieser Achaz!

„Mein Leben für Sie, mein Prinz!"

Louis Ferdinand drückt ihm bewegt die Hand. „Wenn Sie so sprechen, dann muß ich auch wissen, warum Sie es geloben."

„Weil Sie der heimliche König von Preußen sind, mein Prinz. Sie sind wie König Friedrich! Der sagte nicht: „Ehre komm her! Hier liegt der König von Preußen." Sondern, er suchte sie. Wir Jungen sind längst nicht zufrieden mit dem, was wir sehen und hören. Wir müßten einen Widerpart gegen Bonaparte haben. Die Zeit drängt. Sie, mein Prinz, sollten die Königskrone tragen ..."

Louis Ferdinand lächelt nachsichtig und doch klingt es jauchzend aus seinem Munde:

„Oh, Jugend! Jugend! Wie herrlich dein Auge!"

Er geht wieder auf und ab, ein paarmal ... Dann spricht er vor sich hin, als sähe er eine Sommerlandschaft, „Jugend, wie schön bist du! Was wäre das Leben ohne deinen Leichtsinn, dein Vorurteil, deine Begeisterung, die die Erfahrung übertrumpft — ohne die tollen Achaze ... mit einem Wort ...!"

„Verzeihung, mein Prinz!"

„Warum? Weil Sie so ehrlich waren zu bekennen, was viele bewegt? Ich weiß, daß es so ist. Der König ist zu schwach, um das Ränkespiel und die Unfähigkeit eines Haugwitz abzuschütteln. Er verübelte mir die Liebe der Jugend, er demütigte mich, wo er konnte . . . Frondeur nennt er mich, Bismarck. Jawohl, ich bin es. Nichts anders will ich sein."

Da dröhnen Schritte draußen auf den Gängen.

„Gneisenau! Endlich!"

Der Major im Füsilierbataillon, das zur Avantgarde des Prinzen gehört, verneigt sich stumm und schweigt. Ehern und finster zugleich ist die Verschlossenheit seines Gesichtes. Louis Ferdinand liest aus ihr den Ernst der Lage.

„Wenn Sie mit dieser Miene kommen, mache ich mir keine Hoffnungen, Major."

„Mein Prinz, sind wir noch Vortrupp eines Volkes oder Spielball persönlicher Launen?" sagt Gneisenau mit bitterem Ernst. „Darf es erlaubt sein, daß der Herzog von Braunschweig in der Stunde der Not, am Vorabend einer für ganz Europa entscheidenden Schlacht, unserem Chef, dem Fürsten Hohenlohe Truppen abverlangt, die Ihnen und mir unentbehrlich sind und unsere Stellung tödlich schwächen? Das ist so viel wie Hochverrat."

Gneisenaus Stimme klingt leidenschaftlich erregt. Louis Ferdinand lächelt: „Dann werden wir uns eben halten, so lange wir können . . . Hier! Hören Sie einmal dieses Thema! Es ist auch Ihr zukünftiges Thema, Gneisenau! Wenn Sie den Tag morgen überleben sollten, wenn Sie einst an Deutschlands Auferstehung mithelfen sollten, dann denken Sie an mich — an dieses Thema — denn ich — ja, ich werde dann nicht mehr sein — ich habe dunkle Ahnungen, daß ich zu kämpfen haben werde, wie einst Leonidas. Aber auch wir sind Spartiaten, wir Preußen! Warum baute der große König, als er aus dem Siebenjährigen Krieg heimkehrte, anders als vorher? Er wußte um das große Geheimnis Preußens, seiner Landschaft. Er wußte vom Tode, der erneuert . . ."

Louis Ferdinand setzt sich an den Flügel und spielt . . .

Und bis in die Tiefen ihres Wesens erschüttert, hören die Freunde das Andante maestoso dieses Heldenlebens, das seine Bahn neigt gleich einer abendlichen Sonne . . .

X.

In fahlen, gelb-roten Dünsten versinkt der Sonnenball hinter den Bergen, die jenseits Rudolstadt die Ebene begrenzen . . . Und es ist Nacht. Das Geflüster in den Pappeln am Wege ist wieder aufgewacht. Und in seinen weichen Wellen hört Achaz tausendfältiges hartes Rufen; hinter Büschen, auf dem Blachfeld, laut und leise, Stöhnen und Sterben! Er setzt sich auf einen Feldstein; kaum wollen die Füße ihn noch tragen. Stundenlang hat er nach dem geliebten Toten gesucht: Louis Ferdinand ist gefallen. — Das Lied ist aus . . . Er ist nicht mehr . . . Verwundete haben es ihm zugerufen. Aber nirgends eine Spur von ihm. Achaz hat die Zigeunerkleidung anbehalten, sie hat ihm das Suchen und Durchkommen erleichtert. Nun haben die Truppen Napoleons die Quartiere bezogen. In der Ferne brennt es! Der breite helle Schein wächst sich zum Riesenstreifen am Nachthimmel aus . . .

„Min Moder!" stöhnt es in der Nähe . . . und noch einmal leiser: „Min Moder!" — Achaz schleicht hinzu. Hinter einem Weidenbusch liegt, halb aufgerichtet, ein Verwundeter, ein preußischer Husar. Achaz stützt ihn, spricht ihm tröstend zu. Er ist in die linke Hüfte geschossen und es hat die Schlagader gestreift. Starker Blutverlust hat ihn geschwächt, er ist fast ausgeblutet. Achaz reißt sein Felleisen auf; er hat noch ein ganz frisches Hemd eingepackt, das muß nun herhalten. Gottlob, daß er es noch hat. In einer Flasche ist noch Kognak. „Komm her, Kamerad! Ich bin ein guter Freund! Komm trink!" — Der Mecklenburger trinkt ein paar Schluck und läßt sich die Wunde verbinden.

Links dehnt sich ein Hohlweg. „Dort!" der Mecklenburger deutet hin, „dort ist er gefallen, gerade vor meinen Augen!" Achaz hat den Hohlweg schon mehrmals abgesucht! Aber nur fremde Tote und verendete Pferde lagen da in Haufen geschichtet, wahllos Freund und Feind durcheinander.

„Durst! Durst!" stöhnt der Verwundete . . .

„Ich hole dir Wasser, Kamerad! Hier ist Brot! Da nimm!"

Und noch einmal schleicht Achaz durch den Hohlweg. Er greift zwei Helme auf. Da drüben, jenseits der Weidenkoppel ist ein Bauernhof, da wird ein Brunnen sein.

Louis Ferdinand tot! — Wer ist da gefällt worden! Welcher Genius ward dem Volk entrissen! — Er hätte die Geschichte Preußens auf glücklichere Wege geführt, hätte man ihn nicht kaltgestellt.

Vergessen! Ja, das war das schlimmste Wort in seinem Leben! Dieses Vergessen! Dieses Überflüssigsein! Und er sieht ihn wieder vor sich, die leuchtenden Augen, das kühne Profil . . . Seine schlanken Hände kämpfen wieder löwenhaft und stolz mit dem Schicksal, das er am Flügel meistert, weil die Bureaukraten ihm verbieten, es im Leben zu meistern, oder sie flehen in zarten, dunklen Improvisationen um Erhörung und Erlösung aus irdischen Banden. Nun ist seine Seele frei dahingegangen . . . Er hat geopfert und er hat vollendet . . .

Der Hof liegt dunkel und verlassen. Achaz findet den Brunnen und füllt die Helme mit Wasser. Als er wieder auf den Busch zukommt, sitzen da noch andere Soldaten, die im Gesicht, an Schultern und Armen ihre Wunden tragen. Und ein junger Mann steht bei ihnen, das lange Haupthaar fast wie eine Frau tragend, und verbindet sie. Achaz reicht ihnen das reine, kühle Wasser. Ihre Lippen schlürfen gierig.

Ein junger Mensch spricht den Verwundeten zu, mit heißen bewegenden Worten.

„Wer sind Sie?"

„Ludwig Jahn ist mein Name. Sie werden von mir noch nichts gehört haben." Und nun eine Bahre für den Verwundeten! Ich führe euch auf Schleichwegen, die nur ich kenne, in ein Bauerngehöft, wo ihr zunächst sicher seid."

Achaz und Jahn tragen den Verwundeten. Stundenlang ziehen sie durch die Wälder. Als der Morgen zu grauen beginnt, machen sie hinter der Scheune eines Gehöftes halt. Jahn schleicht um das Haus herum und bleibt eine halbe Stunde aus. Dann nähern sich Männertritte. In der Begleitung des Bauern kommt Jahn zurück.

„Meine Frau und Tochter habe ich weggeschickt. Sie sind nach Osten geflohen. Ihr könnt in der Rolle meiner Knechte bei mir bleiben, damit niemand euch erkennt. Kommt herein, Kameraden! Die Zeit ist bitter. Das Brot müssen wir mehrmals teilen. Aber den Hunger werden wir doch besiegen."

*

Längst ist Hortense wieder daheim. Mit leeren Händen kam sie. Nichts hatte sie erfahren über den Mörder ihres Vaters. In Hamburg hatte sie eine Woche verbracht. „Sie sind ein Hasenfuß, Irving, warum schleppten Sie mich hierher?" hatte sie am ersten Abend im Hotel zu dem Engländer gesagt. Aber Irving hatte ein bedenkliches Gesicht gezogen. „Ich will nicht, daß Ihnen meinetwegen auch nur ein Haar gekrümmt wird. Und ich weiß, daß der Tod Sandens mit Chaumette unmittelbar zusammenhängt. Er kennt uns ja nun als Sandens Feinde, und wir wußten auch zuerst von der Geldfälschung. Warum Sanden tot ist, weiß ich nicht. Vielleicht sollte er ausradiert werden, ehe er etwas verraten könnte. Zuverlässig weiß ich, daß dieser Mann, der im internationalen Spionagedienst unter der Maske Chaumette registriert wird, auch im Kontinentalkrieg gegen uns Engländer eine Rolle gespielt hat; er muß enorm reich geworden sein durch all diese dunklen Geschäfte. Seine Kunst besteht darin, daß er zahllose Helfershelfer hatte, und daß niemand sein Gesicht und seinen wahren Namen kannte. Manche halten ihn für einen Sonderbeauftragten des Kaisers, manche für einen reichen Bankier, andere wieder für einen spanischen Landesverräter und wieder andere für einen wirtschaftlichen Machthaber, der überall, wo es was im Großen zu verdienen gibt, seine Finger im Spiel hat. Ich selbst habe eine Privatleidenschaft, soweit mir meine Geschäfte als Leiter meiner Londoner Bank Zeit dazu lassen; ich reise ab und zu als Mitglied des englischen Geheimdienstes durch Europa. Aber auch ich habe das Rätsel Chaumette noch nicht gelöst. Daß Sanden die Geldfälschungen auf eigene Gefahr begangen und durch die Kompromittierung des Prinzen Louis Ferdinand und seiner Anleihe bei seiner

Bank die Aufmerksamkeit der Polizei in einer Chaumette unerwünschten Weise erregt hat, das ist mir klar. Und deshalb mußte Sanden rasch und geräuschlos verschwinden. Wer ihn getötet hat, das herauszufinden, ist Sache der Polizei. Aber ich wette, sie wird es nicht herausbekommen. Etwas, das Sie noch nicht wissen, ist dies, daß gleich nach meinem Weggange noch seine Frau die Bank und sein Zimmer betreten hat, und daß er sie, wie Nachbarn beobachtet haben, bei ihrem Weggang bis an die Tür des Hauses begleitete und dann wieder umkehrte . . ."

Hortense war kleinlaut geworden.

„Grübeln Sie also nicht auch wie ich über diese Sache", hatte Irving gesagt. „Überlassen Sie mir das Nachdenken darüber! Ich weiß ja nun, daß auch Sie vor der Welt eine Maske trugen und weiter tragen werden, bis Ihr „Fall" entlarvt ist. Aber, ob Hortense Geraldi oder Hortense von Ullius — ich wünschte, Sie wären meine Tochter! Hinter der anderen, die ich einst so nannte, habe ich für alle Zeiten die Tür zugemacht. Kommen Sie zum alten Irving, wenn Ihnen das Leben Wunden schlägt. Mein Haus in London steht Ihnen jederzeit offen!" —

(Fortsetzung folgt.)

Morunga auf Freiersfüßen.

Es ist weit drüben jenseits der Grenzen aller Zivilisation.

Versunken sind die Paradiesinseln der Südsee mit den Kronen ihrer Feuerberge, mit üppigen Wäldern, wiegenden Palmen und den großen, braunen, fröhlichen Menschenkindern. Verhallt sind die melodischen Gesänge ihrer kühnen Seefahrer, deren Auslegekanus ohne Kompaß und andere neuzeitliche Hilfsmittel Strecken zu bewältigen vermögen, die selbst Schiffern der Jetztzeit rätselhaft erscheinen. Untergetaucht in der mehr und mehr zu eisigem Grau sich wandelnden tiefen Bläue des Ozeans ist Neuseelands bizarre Alpenwelt, ein Gemisch tropischer, subtropischer und nordischer Erscheinungsformen.

Hier verdient die Südsee ihren Namen nicht mehr. Kalt und unwirsch toben gischtende Wasserfluten um schwarzes Felsgestein, unwirscher noch eher, wie es scheint, um die Planken jener australischen Dampfer, die von regierungswegen in weiten Zeitabständen die südlichsten der Südseeinseln mit ihren sonnigen Schwestern verbinden.

Ebenfalls in großen Zwischenräumen und ganz unregelmäßig fahren noch Fangdampfer und Walfischfänger nach Kerguelenland und Südgeorgien, und es ist, als ob selbst die stumme Natur sie nur mit Unwillen dulde. Wenn man schon Kerguelen eine Welt der Trostlosigkeit genannt hat, so trifft das sicherlich noch mehr auf Südgeorgien zu. Von ewiger Brandung umdonnert wachsen seine öden Einsamkeiten nebelig empor. — — —

Grau schimmert die endlose See. In schweren Dünungen rollt ihr Atem durch die Weite. Da und dort ziehen bläuliche Eisberge gespenstisch ihre Bahn. Hier spritzt der Pottwal seine Dampfsäulen in die Luft, hier jagt der Seeleopard nach kleineren Robben und Pinguinen.

Prustend und schnaubend enttaucht der Tiefe ein lehmfarbener, unförmiger Kopf. Zwei glasige Augen, gleich jenen des feurigen Wachhundes in Andersens Märchen, fast von der Größe eines Tassenkopfes, blicken verschlafen in das unendliche Auf und Ab des Eismeeres. Ein dunkelbrauner Schnauzbart von federkielstarken Schnurren und einige Borsten über den wimperlosen Glotzaugen, dazu die dicke, rüsselförmige Stülpnase, wahrlich hübsch, im Zweibeinssinne kann man Morunga, den Seelefanten, nicht nennen — dahingegen infolge seiner unscharfen Sinne, seiner Unbeholfenheit und seines Mangels an Mißtrauen eines der dankbarsten Ausbeutungsobjekte menschlicher Habsucht und Blutgier.

Träge läßt der Bulle sich eine Weile von den Wellen tragen. Schließlich aber meldet sich der Hunger, und, schwupp, packt der rüsselnasige Rachen einen Tintenfisch. Vergeblich versucht der zur Abschreckung eine Wolke seines schwarzen Saftes auszustoßen und sich durch schnellen Rückwärtsstoß zu retten. Morunga hat einen Fangarm erwischt und taucht nun mit seiner Beute in die Tiefe.

Da kommt ein Hai, der sich viel zu weit in diese kalten Regionen verschwommen hat. Wo so viele dieser wohlschmeckenden Schläuche umherschwimmen, könnte doch auch für ihn etwas abfallen.

Morunga hat inzwischen den Kraken verschlungen und steigt wieder an die Oberfläche.

Lange lebt er nun schon auf der hohen See, die ihm Speisesaal, Spielraum und Nachtlager ist. Aber es geht auf den Herbst zu, und da kommt selbst in diesen trägen Fettwanst eine seltsame Unruhe, die sich mit jedem Tage verstärkt und ihn zu triebhaftem Suchen zwingt. Er nimmt Kurs nach Süden. Dort irgendwo, weltvergessen und selbst den neugierigen Zweibeinen unbekannt, liegt zerklüftet ein Basalteiland. Nach langer Wanderschaft pflegen da die Elefantenrobben zu landen, um die hohe Zeit ihres Jahres zu feiern.

Tagelang furcht Morunga die Wogen, und immer häufiger ertönt sein rülpsendes Grunzen, das Liebeslied seiner Sippe. Durch viele Stunden singt er sein Lied. Da endlich tauchen andere bräunliche oder graufarbene Geschöpfe auf, halb so groß wie der Riese und ohne den Rüsselfortsatz der Nase. Erschreckt weichen sie zunächst dem Ungetüm aus, der mit immer heißer werdendem Liebesgesang sie nach den Felsen treibt. Mühsam schieben die Schönen sich auf den steinigen Strand. Morunga hinterdrein.

Da, ein Klatschen und Sprühen wogender Wassermassen. Mit raschen Stößen seiner sehr kräftigen Beine nähert sich ein Rivale. Obwohl der größer und sicherlich auch stärker ist, stürzt Morunga sich in wütender Abwehr ihm entgegen. Mit aufgerissenem Rachen, die Nasenfortsätze zu doppelt so langen und dicken Rüsseln angeschwollen, fahren sie aufeinander los. Morunga, der sich schon als Eigentümer dieser Klippen fühlt, fügt dem zu spät Aufgestandenen tiefe Wunden in der Schwarte zu; der aber bleibt die Antwort nicht schuldig. Blutigrot färbt sich der Gischt um die Kämpfenden und — wieder erscheint ein Nebenbuhler. Aber diesmal trägt er eine lange Flosse, die schwertartig aus dem Wasser ragt. Noch andere solcher Flossen werden sichtbar . . .

Warnendes Geplärr kommt von den Klippen. Ernüchtert lassen die Raufbolde von einander ab und rauschen auf die Riffe zu. Das scharfe Felsgestein zerreißt ihnen die Bauchhaut. Nach mühsamem Steigen gelangen sie erbärmlich schnaufend auf der Höhe an. Enttäuscht trollen sich die blutlüsternen Schwertwale zur Jagd nach anderer Beute.

Das Grunzen, Wühlen und Stoßen der Sippe Morunga geht auf dem Trockenen noch eine Weile weiter, dann umfängt tiefe Erschöpfung die ganze Gesellschaft. Die sachverständigen Pinguine erheben ein großes Beifallsgeschrei und watscheln, würdigen Ratsherren gleich, zur Bucht hinunter. Jetzt beginnen die Riesen langweilig zu werden, und Pinguine sind mehr für Abwechslung.

In ehrerbietiger Entfernung schwimmen die jüngeren Elefantenrobben draußen in der Brandung umher. Sie vermögen es nicht zu fassen, daß ihre vor kurzem noch so zärtlichen Mütter so kalt gegen sie geworden sind. Nun müssen sie selbst sehen, wie sie weiterkommen, und wer unter ihnen schwach oder krank ist — nun, die See hat Bewohner genug, die dafür sorgen, daß niemand zu lange eine Last für seine Gemeinschaft ist. — —

Hier auf diesen schwarzen, geröllbedeckten Klippen werden später auch die Jungen abgesetzt und von ihren Müttern mit großer Liebe umsorgt und gewartet. Die Familien bleiben jetzt auf dem Land; ohne Nahrung zu sich zu nehmen, gehen sie durch den Haarwechsel.

Nach vielen Sonnenaufgängen jedoch, da die Eltern immer magerer, die Jungen immer größer und rundlicher wurden, treibt es sie wieder hinaus in die See. Nicht ohne Anwendung sanfter Gewalt werden die Kinderchen dem unbekannten Element zugeführt; bald aber tummeln sie sich mit den Alten um die Wette in der eisgrauen Flut.

Riesige Fischschwärme ziehen jetzt ihre ewigen Wanderstraßen. Dicker und praller werden die grauen und bräunlichen Walzen, und eines Tages erwacht der machtvolle Trieb, weiter zu wandern, von neuem auch in ihnen.

Nur noch wie ein wüster Traum ist in den überlebenden das Erinnern geblieben an jene scheußlichen Metzeleien, in denen selbst in entfernteren Gegenden unzählige ihrer harmlosen Gefährten unter den Eichenknüppeln blutrauschbesessener Robbenschläger dahinsanken.

Wieder schreitet das Jahr dem Herbste zu. Wieder strebt drunten in den Eismeeren der Antarktis Morunga der einsamen, schwarzen Insel seiner hohen Zeit entgegen. Unwillig grunzend treiben die jungen Kühe alle letztjährigen Kälber aus ihrer schützenden und umsorgenden Nähe, hinein in die Fährnisse eigenen Wollens und Werdens.

Landstädtchen.

Der Mond geht leise seinen Weg,
Der Fluß rauscht, Wellen blinken,
Ein Heil'genbild blüht silbern auf
Und will in lauter Licht versinken.

Ein Waldhorn ruft, ich weiß nicht wo,
Und Glocken, zeitentbunden.
Kein Haustor tut sich gastlich auf
Und bin doch glücklich heimgefunden.

Ludwig Bäte.

Hände weg von Beethoven!

In der englischen Presse wird die Uraufführung eines Beethoven-Dramas angekündigt. Wird man schon allein darüber etwas stutzig, wandelt sich die erste Bestürzung in vollendetes Mißtrauen, wenn man den Titel vernimmt. Er lautet nämlich: „Muted Strings" was auf deutsch „Verstummte Saiten" bedeutet.

Schon die Titelangabe genügt, um die Vermutung auf vollendeten Kitsch wachwerden zu lassen, eine Annahme, die noch durch weitere Mitteilungen über den Inhalt erhärtet wird. Danach ist die Zeit von 1801 bis 1824 aus Beethovens Lebensgeschichte in dramatisierte Form gegossen worden. Schon im ersten Akt zeigt sich die beginnende Ertaubung, die sich derartig verstärkt, daß Beethoven um der Musik willen auf die Liebe verzichtet. Da drei Frauen vorgeführt werden, reicht der Konfliktstoff für drei abendfüllende Akte. Für den Beethoven hat der Autor Arthur Watkyms einen der bekanntesten Schauspieler Englands, Keneth Kent, gewonnen, der in der vergangenen Spielzeit Napoleon in dem Film „Napoleon auf St. Helena" gespielt hat. Die Presse fügt noch hinzu, man weiß nicht recht, ob zur Aufmunterung oder zur Entschuldigung, daß es sich um das erste Bühnenstück des Dichters handele.

Man bemerkt mit Schrecken, daß mit diesem Beethoven-Drama eine Neuauflage der Scheußlichkeiten bevorsteht, die man eigentlich bereits für abgetan ansah. „Weiß man noch, welcher grobe Unfug mit dem „Dreimäderlhaus" einriß? Mit Schubert fing es an, dann kamen Schumann, Weber und noch einige andere Große an die Reihe. Selbst Goethe mußte es sich gefallen lassen, daß seine Liebesidylle mit Friederike von Sesenheim zu einer Operette herabgewürdigt wurden. Sie waren ja auch wehrlos gegen derartige Beleidigungen und Preisgaben ihrer Herzensangelegenheiten, denen wir zumeist die herzlichsten Gaben in Dichtung und Musik zu danken haben. Das ist aber auch alles, was davon an die Öffentlichkeit gehört. Alles was darüber hinausgeht, ist schamlose Profanierung und Schändung.

An Beethoven hatte sich bis jetzt noch niemand herangewagt, Gottlob! Wer nicht nur über seine Musik den Weg zu ihm sucht, sondern wer auch den Menschen Beethoven zu erkennen und zu erfassen sich bemüht, naht ihm mit scheuer Ehrfurcht und geheimem Bangen. Dieser Mann und Geistestitan steht so gewaltig hoch über der Erde, daß er nur durch seine Musik zu uns sprechen darf, nicht aber über das Mittel eines Romans oder eines dramatisierten Bühnenstücks. Auch Romain Rolland ist an ihm gescheitert, obwohl er sich ernsthaft bemühte, Beethoven zu erfassen. Beethoven ist keine Romanfigur und kein tragischer Bühnenheld. Darum empfinden wir es wie einen Schlag ins Gesicht, daß hier ein junger englischer Schriftsteller es wagt, einen der größten Deutschen, den nicht einmal Goethe ganz zu erkennen imstande war, zu einer Bühnenfigur herabzuwürdigen und das Werden der monumentalen Musik Beethovens aus unglücklicher Liebe zu deuten.

Gegen diese Entwürdigung setzen wir uns aufs schärfste zur Wehr. Es gibt einen besseren Weg, dem englischen Volk Beethovens Größe zu veranschaulichen: Man spiele seine Musik immer und immer wieder! Dann werden neun Sinfoniekonzerte des ausgezeichneten BBC-Orchesters im englischen Rundfunk mehr Gutes wirken, als noch so viele Aufführungen eines Kitschdramas. Am erfreulichsten wäre es, wenn die „Verstummten Saiten" von vornherein stumm blieben.

Rätsel-Ecke

Rösselsprung.

		len	ie-		
wol-	nes	ges-	ses	wir	ben
ver-	haus	gend	fil-	gen	die-
su-	sen	ril-	ein	lo-	der-
er-	nicht	die	an-	gen	dar-
laß	ken	bau'n	um	prom-	ein-
	pres-	ber	an-	ten	
bal-	müs-			fü-	to
geln	den	sen	ot-	bei-	ket-
sen	bau'n	wen-	zu	ei-	ge
stein	sie-	wir	dich	dig-	zei-
und	not-	be-	ten	ton	ser-
		den	nen		

*

Spitzen-Rätsel.

●	●	●	●	●	●	●	●	●	●	●
a	d	o	a	i	h	n	a	l	a	o
●	●	●	●	●	●	●	●	●	●	●
s	a	f		g	k	a		e	f	a
	r				l				a	
	d				a				u	

Die Punkte dieser Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen, derart, daß senkrecht zu lesende Wörter (meistenteils Rufnamen) entstehen. Sind es die richtigen, so nennt die oberste waagrechte punktierte Linie ein neues Wort.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 241

Fenster-Rätsel:

M	I	N	I	M	U	M
A						A
G						R
D	I	A	R	I	U	M
A			E			E
L			S			L
E			E			A
N			D			D
A	U	R	E	L	I	E

*

Uhren-Rätsel: Arbeitszweig.

*

Scherz-Rätsel:

Dreisessel, Zweibrücken, Fünfkirchen, Siebenbürgen, Vierzehnheiligen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.